

## 2 Paar- und familientheoretische Modelle im Westen

### 2.1 Familiensoziologische Konzepte

Familiensoziologische Studien in Europa gehen auf die Mitte des 19. Jahrhunderts zurück. In dieser Phase stand Europa im Zeichen umfassender Veränderungen der Sozialstruktur, die mit dem fortschreitenden Industrialisierungs- und Urbanisierungsprozess einhergingen. Die Folgen des sozialen Wandels wurden zunächst in den demographischen Strukturen sichtbar, weshalb die Demographie sich in erster Linie der Erfassung der anfänglichen Veränderungen zuwandte. Die dadurch gewonnenen Daten und Informationen stimulierten die ersten Familienforschungen.

Die Bevölkerungsexplosion als Folge einer abnehmenden Sterblichkeitsquote im Zuge des naturwissenschaftlichen Fortschritts, die Landflucht und die Entstehung von Ballungszentren, die steigende Zahl der Kinderaussetzungen, der unehelichen Geburten sowie die Zunahme der Jugendkriminalität weckten die Aufmerksamkeit der Wissenschaftler und Staatsorgane und bildeten sich somit zu wichtigen thematischen Schwerpunkten heraus.

Anfang des 20. Jahrhunderts tauchte in Europa, wie z.B. in Frankreich, noch ein anderer Problembereich auf, der die gesellschaftliche Ordnung zu erschüttern drohte: die durch die Prostitution sich verbreitenden Geschlechtskrankheiten vorwiegend bei Jugendlichen. Die Zahl der Tot- und Fehlgeburten stieg, und die Syphiliskrankheit richtete verheerende Schäden an. Als Reaktion auf die venerische Gefahr, etwa analog zur Entwicklung der Aidsdebatte in den 1980er Jahren, entstanden zahlreiche natalistische und familistische Bewegungen in Frankreich; die Familie gewann angesichts dieser Gefahren als Schutzfaktor wieder an Bedeutung. Die Einführung des Muttertages im Jahr 1920 als nationaler Feiertag in Frankreich hängt maßgeblich mit diesen Umständen zusammen. Etwa parallel entstanden in Deutschland natalistische und familistische Bewegungen, die die gesellschaftspolitische Überzeugung vertraten, "dass umfassende Volkserziehung und Gesetzgebung vonnöten seien, um den drohenden Untergang durch Sittenverfall und Geburtenrückgang zu stoppen" (Hausen, 1984: 481). Dieser Überzeugung lag das Bild einer durch Krieg und Revolution erschütterten Familie zugrunde, die durch

"Alkoholmissbrauch, Geschlechtskrankheiten, Abtreibungen und Geburtenrückgang"( Hausen, 1984:481), existentiell gefährdet war. Hausen zeigt am Beispiel der Einführung des Muttertages 1923 in Deutschland, dass über die Bemühungen zur Vermittlung bestimmter familialer Orientierungsbilder hinaus gleichwohl konkrete wirtschaftliche Interessen mit dieser Entwicklung zusammenhingen. Eine wichtige Funktion übernahmen in diesem Prozess die neu aufkommende Werbeindustrie in den 1920er Jahren und der *Verband Deutscher Blumengeschäftsinhaber*. Die Werbefachleute als Experten für "die kulturelle Sinndeutung" oder "Symbolproduktion" und die Blumengeschäftsinhaber als Warenproduzenten und Befürworter des aus der Werbung hervorgegangenen Kaufimpulses erzeugten durch ihre Kooperation neue gesellschaftliche Interpretationen, die mit konkreten materiellen Interessen verbunden waren (vgl. Hausen, 1984).

Ein weiterer gesellschaftlicher Faktor von nicht geringer Bedeutung, der neue Themen, beispielweise den Zusammenhang zwischen weiblicher Berufstätigkeit und familialen Veränderungen, in das Alltagsbewusstsein rückte, war die aufkommende Frauenbewegung (Mitterauer & Sieder, 1982; Nave-Herz et al., 1989; Segalen, 1990).

Als Klassiker der Familiensoziologie in Europa werden Wilhelm Heinrich von Riehl (1823-1897) und Frederic Le Play (1806-1882) angesehen (Mitterauer & Sieder, 1982; Sieder, 1987; Schulze et al., 1989). Angesichts der gesellschaftlichen Umwälzungen und der sich anbahnenden staatlichen Eingriffe in das Familienleben, etwa über die gesetzlichen Bestimmungen zur Heirat und Scheidung, sowie des um sich greifenden Individualismus sah Riehl die Existenzgrundlagen des "ganzen Hauses" und des "Heiligthums" der Familie gefährdet. Dieses Heiligtum, zu dessen Etablierung die Institution Kirche entscheidend beigetragen hatte, wurde nicht nur aus religiösen Vorstellungen abgeleitet, sondern ergab sich auch aus konkreten soziopolitischen Notwendigkeiten, die wiederum auf die Stabilisierung der Gesellschaftsordnung abzielten. Nach Riehl galt es jedoch, die gesellschaftlichen Veränderungen und die damit verknüpften Veränderungen im Staatswesen von der Familie zu trennen. Während der Staat auf einer rechtlichen und damit sich

zeitgemäß verändernden Grundlage basiert, ist die Familie, so Riehl, "auf den Schwerpunkt der sich ergänzenden Liebe und auf diese gegründeten bewegenden Mächte der *Autorität* und *Pietät*" (Riehl, 1855; zit. n. Filser, 1978: 120, Betonungen im Originaltext) gestellt und hält jeder gesellschaftlichen Veränderung stand. Riehl verstand die Familie als Hort emotionaler Geborgenheit. Er verwendete in seinen Untersuchungen als Methode die Befragung, wobei er Lehrer, Pfarrer, Ärzte und Beamte als Gesprächspartner bevorzugte. Seine Konzeption von der Familie setzte die Eheschließung voraus, weil

"die Menschheit ist ausgegangen von dem *ersten Paar*". Erst "durch leibliche und sittliche Verbindung von *Persönlichkeiten* der beiden Geschlechter zur *Wiederherstellung des ganzen Menschen* – die Ehe – entsteht die *Familie*". Nach Riehl muss die Familie unter der "Obervormundschaft" der Eltern und "speziell des Familienvaters" stehen (Riehl, 1855; zit. n. Filser, 1978: 117, Betonungen im Originaltext).

Auch in Fragen der Namensgebung und der Religionsausübung sah er die Position des Vaters als die entscheidende an.

Frederic Le Play fand vor allem aufgrund seiner Forschungsmethoden große Beachtung, weil diese für die damaligen Verhältnisse umfassende empirische Erhebungen von Familienmonographien und Familienbudgets ermöglicht haben. Le Play lebte zeitweilig mit den Familien zusammen, die er untersuchte, und gilt für manche Autor(inn)en als Pionier der methodischen Familiensoziologie. Er führte Interviews sowie Fragebogen-Erhebungen durch und versuchte vor allem durch teilnehmende Beobachtungen, die Familienverhältnisse so authentisch wie möglich zu rekonstruieren. So sammelte er neben Informationen über strukturelle Bedingungen des Wohnorts auch Informationen über "die Existenzgrundlagen der Familie", z.B. Besitztümer und Arbeiten, über "den Existenzmodus der Familie", z.B. Nahrungsmittel, Mahlzeiten, Kleidung, Mobiliar, und schließlich über "die Familiengeschichte", z.B. Sitten und Gebräuche. Le Play unterschied auf der Basis seiner Monographien drei Familientypen: die patriarchalisch(-repressive) Familie, die instabile (destruktiv-individualistische) Familie als Folge der Industrialisierung und die häufig idealisierte vorindustrielle trigenerative Stammfamilie. Das zentrale

Thema bei Le Play bildeten die "Zerrüttung" der Familie und die Schwächung der väterlichen Autorität bzw. die wechselseitige Beziehung in diesem dynamischen Prozess. Die Stabilisierung der Stammfamilie durch die Beibehaltung bestimmter Erbschaftsregeln sollte die eigentumslosen Ehepaare vor dem Niedergang schützen und dadurch die Stabilität der bestehenden gesellschaftlichen Strukturen garantieren.

Segalen (1990) zufolge zeigen Le Plays Monographien eine erstaunliche Modernität, da sie neben der Erfassung materieller Strukturen auch die Familiendynamik reflektieren. Die Bedeutung von Le Plays Ansatzes tritt auch in den neueren sozialhistorischen Familienforschungen zutage. So versuchen z.B. Hans Medick und David Sabean (1984) auf der Basis eines Familienrituals, nämlich der Mahlzeit, die familialen Erfahrungszusammenhänge und Machtverhältnisse zu dokumentieren.

Die Konzepte von Riehl und Le Play werden aus der Perspektive der historischen Familienforschung grundsätzlich in Frage gestellt, da ihnen das verabsolutierende Bild idealisierter Familientypen der vorindustriellen Zeit zugrunde liegt. Neuere Forschungsergebnisse liefern Indizien dafür, dass die Vorstellung von der idealen Großfamilie und dem harmonischen Zusammenleben mehrerer Generationen in der vorindustriellen Zeit nichts anderes als einen Mythos darstellt (Schwägler, 1970; Rosenbaum, 1982; Sieder, 1987). Weiterhin wird belegt, dass z.B. in Deutschland mehrgenerationale Familienbeziehungen, wie in den 1950er und 1960er Jahren, noch nie zuvor existiert haben. Riehls und Le Plays Vorstellungen basierten freilich nicht auf gesellschaftlichen Realitäten und umfassten folglich kaum die ganze Vielfalt bestehender Familienformen, etwa die der proletarisierten Bevölkerungsteile. Sie versuchten vielmehr, die Existenz eines bestimmten Familientyps zu idealisieren. Riehl favorisierte das mittelständige Bürgertum, was sich deutlich an der Wahl seiner Probanden ablesen lässt, und Le Play das bodenbesitzende Bauerntum (Nave-Herz, 1989; Hill & Kopp, 1995).

Die Fokussierung der Überlegungen von Riehl und Le Play auf ausgewählte Familientypen und somit die fehlende Repräsentativität ihrer Analysen für andere familiäre Daseins- und Veränderungsformen veranlasste viele Autoren (u.a. Nave-

Herz et al., 1989), den eigentlichen Beginn der Familiensoziologie auf die Arbeiten von Durkheim zurückzuführen.

Emile Durkheim (1857-1917), auch als Pionier der strukturell-funktionalen Theorie der Familie bekannt, präsentierte seine Vorstellungen im Jahre 1888 während einer Vorlesungsreihe zur Einführung in die Familiensoziologie in Bordeaux. Im Gegensatz zu seinem Vorgänger Le Play hielt er Familienmonographien als deskriptive Essays nicht für geeignet, um Familienzusammenhänge zu erkennen. Er bemerkte hierzu: "Nur, eine große Zahl von Unterlagen zu sammeln, das kann aber nicht alles sein" (Durkheim, 1981: 60, org. 1888). Er betonte vielmehr, dass erst durch die Analyse der familialen Strukturen die funktionalen Gesetzmäßigkeiten innerhalb eines bestimmten Familientyps bestimmt werden könnten. Auf die Frage, wo diese inneren Strukturen anzutreffen sind, gibt uns Durkheim eine eindeutige Antwort:

"in den Handlungsweisen, die sich im Gebrauch zu dem verfestigt haben, was man Bräuche nennt, das Recht und Sitten" (Durkheim, 1981: 62).

Diese Handlungsweisen werden aber erst zu Bräuchen, wenn sie über das Individuum hinaus von allen Mitgliedern einer Gesellschaft mitgetragen werden. Sie haben einen obligatorischen Charakter, und ihre Missachtung zieht Sanktionen nach sich. Durkheim (1981) zufolge ist die "imperative Kraft" der Sitten und Familiennormen die geeignetste Quelle zur Analyse der familialen Zusammenhänge. Sein zentraler Untersuchungsgegenstand war die zeitgenössische "europäische Familie" des frühen 20. Jahrhunderts, obgleich er die Relevanz historischer Studien zum Verständnis der zeitgenössischen Familientypen hervorhob. Er betrachtete die "Gattenfamilie" als Endprodukt der vorausgegangenen Familienformen und versuchte ihre Beziehung zu anderen sozialen Systemen zu analysieren.

Durkheim postuliert eine evolutionistische Stufenentwicklung, vom "amorphen exogamen Klan" über die "patriarchalische Großfamilie" bis hin zur heutigen "Gattenfamilie". Diese geschichtliche Entwicklung der Familie lässt nach Durkheim ein "Kontraktionsgesetz" der Familie erkennen, das in einem sich ausdehnenden sozialen Milieu stattfindet (Durkheim, 1981). Aus den später durchgeführten historischen Forschungsarbeiten geht hervor, dass aufgrund der hohen

Sterblichkeitsquote und des für Mittel- und Westeuropa typischen hohen Heiratsalters die oft postulierte Mehrgenerationen-Familie der vorindustriellen Zeit jedoch kaum der Realität entsprach. Aufgrund dieser Kenntnisse scheint das Kontraktionsgesetz Durkheims nicht länger vertretbar zu sein (vgl. u.a. Schwägler, 1970; Rosenbaum, 1982; Hill & Kopp, 1995).

Durkheims Forschungsansatz unterscheidet sich in doppelter Hinsicht von den Konzeptionen seiner Vorgänger. Erstens setzte er sich auf der Grundlage seiner kulturanthropologischen Studien mit der Familienforschung in anderen Gesellschaften auseinander, vor allem mit der amerikanischen und der deutschen; darüber hinaus berücksichtigte er, wenn auch am Rande, die chinesischen, islamischen und jüdischen Familienformen in seinen Überlegungen. Zum anderen vermied er im Gegensatz zu Riehl und Le Play, die an idealisierten Familientypen festhielten und andere Familienformen als "inferior" bewerteten, jegliche evaluative Klassifikation. In Anspielung auf Le Play merkt Durkheim an:

"Die Familie von heute ist nicht mehr und nicht weniger vollkommen als die von gestern: sie ist anders, weil die Umstände andere sind. Sie ist komplexer, weil das Milieu, in dem sie lebt, komplexer ist, das ist alles" (Durkheim, 1981: 67).

Im Allgemeinen eröffnet Durkheim eine ausgewogenere, dynamische Perspektive für die Analyse vergangener und gegenwärtiger Familienformen. Auch die heutigen Befürworter der Individualisierungstheorie beziehen sich auf die Durkheim'sche Tradition (vgl. Peukert, 1999: 267ff.).

Zusammenfassend können wir die familiensoziologischen Theorien und Modelle in zwei globale Kategorien einteilen: Die erste Gruppe, auf die hier nicht eingegangen wurde, beschäftigt sich hauptsächlich mit der Frage des Ursprungs der Familie, spielt jedoch keine wesentliche Rolle in aktuellen Forschungsdiskursen. Die zweite nimmt eher die familialen Funktionen und Beziehungen im sozialen Kontext in den Blick, und damit die aktuellen familialen Praktiken und Erfahrungszusammenhänge. Die Konstruktion vielfältiger familiensoziologischer Theorien ist in der zweiten Kategorie einzuordnen.

Nach dem Zweiten Weltkrieg dominierten die US-amerikanischen Wissenschaftler den soziologischen und damit auch den familiensoziologischen Diskurs. Maßgeblich zu diesem Trend haben zahlreiche Publikationen beigetragen. Zwischen 1945 und 1956 erschienen in Amerika mehr als 2.200 Beiträge und Bücher zu diesem Forschungsfeld (vgl. Segalen, 1990; Moghaddam, 1987). Eine der wichtigsten Konzeptionen bezüglich der Familiensoziologie stellt die strukturell-funktionale Analyse der Familie dar, die bis in die späten 1970er Jahre die familiensoziologische Diskussion im Westen dominierte und diese seither in abgeschwächter Form mitprägt.

Im Folgenden gehe ich auf die strukturell-funktionale Theorie ein; sie hat die Entwicklung der Debatte im Westen entscheidend geformt. Noch heute fließen viele ihrer Grundideen, wie z.B. zu den Funktionen und zum Wandel der Familie, stark in den familiensoziologischen Diskurs ein. Die strukturell-funktionale Theorie kann daher als Prototyp für den familiensoziologischen Diskurs im Westen gelten. In den folgenden Ausführungen stütze ich vorwiegend mich auf Parsons (1968).

### **2.1.1 Die strukturell-funktionale Theorie der Familie**

Die strukturell-funktionale Theorie ist mit dem Namen des amerikanischen Sozialwissenschaftlers Talcott Parsons (1902-1979) verbunden. Ausgehend von einer makrosoziologischen Analyse des amerikanischen Verwandtschaftssystems kommt er zu dem Schluss, dass "unser System ein 'Kernfamiliensystem' ist, da es sich ausschließlich aus miteinander verknüpften Kernfamilien zusammensetzt" (1968: 87). Diese strukturelle Zusammensetzung basiere auf einer "offen-multilinearen Grundstruktur", aus der die "isolierte Kernfamilie" hervorgehe (1968: 87). Parsons unterscheidet diese Familienform am Beispiel des Vererbungssystems von den Familienformen in Europa und anderen Gesellschaften, da in Amerika – im Gegensatz zu Europa – die Vererbung nicht durch bestimmte Abstammungslinien begünstigt werde. Parsons zufolge kommt die isolierte Kernfamilie selbst in Amerika nicht überall in der postulierten Form vor. In seiner Differenzierung nimmt er die ländlichen Familien aus, deren Existenz von einer gewissen Kontinuität und

Zirkulation des Eigentums unter den Generationen und von gemeinschaftlicher Arbeit abhänge. Hier erinnert sein Ansatz an den von Le Play eingeführten Begriff der Stammfamilie. Außerdem stellt Parsons fest, dass in vielen "Elitefamilien" der Oberklasse aufgrund der Besitzmodalitäten die Familiengründung auf eine patrilineare Abstammungslinie erfolgte. Schließlich konstatiert er, dass die Angehörigen der unteren sozialen Schichten, aber auch die ethnischen Minderheiten oft in "Mutterzentrierten" Familienstrukturen lebten und somit der Kernfamilien-Kategorie nicht entsprächen. Parsons resümiert:

"Was hier als Zentraltyp der amerikanischen Verwandtschaftsstruktur behandelt wurde, ist am stärksten im Bereich der städtischen Mittelklassen entwickelt" (Parsons, 1968: 94).

Die Diskussion über Parsons Differenzierungen scheint mir deshalb wichtig, weil diese erstaunlicherweise in der einschlägigen Literatur unerwähnt bleiben. Seine Überlegungen werden i.d.R. als Paketmodell aufgegriffen, wodurch die Schicht- und Lokalbezogenheit seiner Leitgedanken ausgeklammert bleibt.

Das wichtigste Merkmal der isolierten Kernfamilie ist nach Parsons die immense Bedeutung, die der ehelichen Beziehung zukommt: Das "eheliche Band" bildet den Grundstein des Verwandtschaftssystems, weil im Zuge der Trennung der Partner von ihren Herkunftsfamilien dem Paar keine anderen emotionalen Ressourcen zugänglich sind. Die Emotionalisierung und Individualisierung der Ehebeziehung, der eine "*institutionelle(n)* Sanktionierung der subjektiven Gefühle der Ehepartner füreinander", d.h. die Verpflichtung, sich zu lieben, vorausgegangen ist, bringen eine "empfindliche gegenseitige Interdependenz" (Parsons, 1968: 98) mit sich. Auch die Kinder in der von Parsons konzeptualisierten isolierten Kernfamilie sind sehr stark auf den affektiven Austausch innerhalb der Familie angewiesen. Dennoch werde der Emanzipationsprozess der Kinder als Bestandteil des Selbstaflösungsprozesses der Kernfamilie insofern beschleunigt, als das eheliche Subsystem in der Familie das höchst emotional besetzte Fundament bilde. Das entscheidende Kriterium für das Funktionieren der Familie sei die stabile Führungskoalition der Eltern. Um diese zu gewährleisten, bilde sich auf der Generationenebene – d.h. in der Eltern-Kinder-Beziehung – eine Dominanz-Subordinations-Differenzierung heraus, während die



Instrumentalitäts-Expressivitäts-Differenzierung auf der Ebene der Eltern, in ihrer Funktion als Partner stattfindet. Auf diese Weise zergliedert sich das Familiensystem in zwei wichtige Subsysteme.

Ein anderes wichtiges Kriterium für die funktionale Führung der Eltern ist die Definition der geschlechtsspezifischen Aufgabenverteilung "im Rahmen der 'utilitaristischen' Arbeitsteilung" (Parsons, 1968: 101). Danach kommt die Rolle des nach außen gerichteten, also instrumentellen "Hauptnährers" dem Mann zu, während die Frau die nach innen gerichtete, d.h. emotional-expressive Aufgabe der "Haushaltsführung" übernimmt, die zugleich die Erziehung der Kinder einschließt. Dieser Rollenverteilung gehen eine Analyse des Berufstatus´ auf der Prestigeskala und eine Charakterisierung der Geschlechter voraus. Demnach ist der Berufsstatus des Familienvaters und Ehemanns das maßgebliche Prestigekriterium für die gesamte Familie, während die Frauenrolle eher "humanistisch" und weniger "rein technisch" geprägt ist. Zum idealen Frauenbild führt Parsons aus:

"Eines der Schlüsselmuster in diesem Zusammenhang ist der 'gute Geschmack' – in der persönlichen Erscheinung, in der Wohnungsgestaltung, in kulturellen Dingen wie Literatur und Musik" (Parsons, 1968: 105).

Eine solche Aufgabenverteilung bewirke in der Familie ein solidarisches Gefühl und verhindere die symmetrische Konkurrenz zwischen den Ehepartnern bezüglich des Berufsstatus´.

Die Hauptparadoxie der Kernfamilie spiegelt sich nach Parsons in dem gleichzeitigen Bestreben nach Bindung und Individualität wider, die durch strukturelle Bedingungen bestimmt sei. Die Aufrechterhaltung der funktionalen Kernfamilie, d.h. die Vermeidung gegenseitiger emotionaler Verletzungen, setze starke Kontrollmechanismen voraus, zumal andere emotional regulierende Instanzen kaum zur Verfügung ständen. Die strukturelle Isolierung der Kernfamilie liege allen funktionalen und dynamischen Problemen der modernen Familie zugrunde.

Der Strukturfunktionalismus basiert auf einem systemtheoretischen Paradigma, daher wird er von einigen Autoren "strukturell-funktionale Systemtheorie" genannt (vgl. u .a. Schulze, Tyrell & Künzler, 1989). Diesem Ansatz liegt die generelle Grundannahme zugrunde, dass in jedem gesellschaftlichen System Leistungen zu

erbringen sind, die die Stabilität der Gesellschaft bewahren. 'Gesellschaft' wird als ein hierarchisches System betrachtet, das in verschiedene Subsysteme oder Teile, wie etwa politische, juristische, wirtschaftliche und familiale analytisch zergliedert werden kann. Folgerichtig muss jedes dieser Subsysteme zur Aufrechterhaltung der gesellschaftlichen Ordnung bestimmte Aufgaben erfüllen.

Der Strukturfunktionalismus lieferte zwar plausible Analysen der zeitgenössischen gesellschaftlichen Leitbilder des Familienlebens und dominierte den familiensoziologischen Diskurs bis in die 1970er Jahre, er wurde jedoch auch kritisch rezipiert und büßte schließlich mit der Liberalisierung und Pluralisierung der Arbeits- und Lebensformen im Westen an Bedeutung ein.

McDonald (1992: 18ff.) gibt zu bedenken, dass die Grundannahmen der strukturell-funktionalen Theorie, die auf der Entwicklung der "isolierten Kernfamilie" beruhen, kaum der Realität entsprochen haben, so dass bei dieser Theorie von einer verzerrten und statischen Darstellung der westlichen familialen Beziehungen gesprochen werden kann. Er führt in diesem Zusammenhang ein, dass auch innerhalb der unterschiedlichen westlichen Familienkonstellationen emotionale Beziehungen in unterschiedlicher Intensität existiert bzw. dass in veränderten Lebensphasen solche Beziehungen weiterbestanden haben. Beispiele hierfür sind die materielle Unterstützung der Kinder durch ihre Eltern oder die emotionale Geborgenheit, die die Eltern ihren Kindern bei Krisen in den Partnerschaften zukommen lassen.

Die Aufstellung von Universalien über die Kernfamilie und das Inzesttabu durch Parsons ist mehrfach durch kulturanthropologische Forschungsergebnisse widerlegt worden (vgl. u.a. Harries, 1989; Kim & Berry, 1993). Ein weiterer zentraler Kritikpunkt am strukturell-funktionalen Ansatz bezieht sich auf die Formulierung von Gesetzen auf einer makrosoziologischen Ebene. Diesem Denkschema zufolge reagieren Familien und Individuen, unabhängig von ihren jeweiligen unterschiedlichen Subjekthorizonten und konkreten Lebensbedingungen, auf veränderte gesellschaftliche Verhältnisse alle gleich. Im strukturfunktionalen Theoriemodell werde somit die Veränderung des Familiensystems als eine unumgängliche Konsequenz des soziökonomischen Wandels erfolgen. Hierdurch tritt

der diesem Denkmodell zugrunde liegende Strukturdeterminismus offen zutage. Die Menschen gelten lediglich als funktionierende Rollenträger, die die sozialen Strukturen durch ihr adaptives Verhalten sichern. Diese Sichtweise wird besonders bei der von Parsons beschriebenen "utilitaristischen" geschlechtsspezifischen Rollenverteilung deutlich.

Eine nicht gering zu schätzende negative Folge dieses Denkschemas war die Vernachlässigung der emotionalen Aspekte in der Vater-Kind-Beziehung, die bis heute noch beklagt wird.

Die Betrachtung der Familie als ein passives Objekt in gesellschaftlichen Umbruchsituationen stellt noch heute ein ernst zu nehmendes Problem in der Familienforschung dar. Segalen (1990) zufolge muss daher das Schema, wonach die familialen Veränderungen den gesellschaftlichen Veränderungen zwingend *nacheinander* folgen, durch ein Schema des *Nebeneinanders* in der Forschungsperspektive ersetzt werden. Eine solche Perspektive kann den wechselseitigen dynamischen Beziehungen in diesem Prozess viel besser gerecht werden. Das Fazit dieser Sichtweise auch für die vorliegende Arbeit lautet demzufolge,

"dass in anderen Gesellschaften mit anderen Familientraditionen und -ordnungen auch andere Modelle des familialen und industriellen Wandels anzutreffen sind" (Segalen, 1990: 6).

Medick & Sabean führen in ihrem sozialhistorischen Beitrag aus, dass die makroanalytisch angelegte unilineare Betrachtung historischer Prozesse, ausgehend von großen Theorien, nach und nach durch schichten- und gruppenspezifische Untersuchungen und regional-lokale Theoriebildungen ersetzt wird (vgl. Medick & Sabean, 1984: 12ff.).

Der strukturell-funktionale Ansatz hat den familiensoziologischen Diskurs entscheidend bestimmt. Die wichtigste theoretische Konsequenz dieses Ansatzes war die Entwicklung der "Convergence Theory" durch William Good (1963). Diese Theorie scheint mir deshalb wichtig, weil sie mit ihren Universalansprüchen die komparative Familienforschung lange Zeit maßgeblich geprägt hat. Eine ausführliche Diskussion dieser Theorie wird in Kapitel 3.1 erfolgen.

## 2.2 Familienpsychologie

Mit den raschen Wandlungsprozessen im Familienleben seit den 1980er Jahren, die als "revolutionärer Bruch" (van de Kaa, 1986; zit. n. Hoffmann-Nowotny, 1995: 3) mit der Vergangenheit interpretiert werden, hat das Interesse an der Untersuchung familialer Themen und Aspekte neue Impulse bekommen. Das Jahr 1995 wurde von der UNO als Jahr der Familie deklariert, wodurch die Diskussion über familiale Themen auch im akademischen Kontext stärker als zuvor angeregt wurde. Die sich neu formierenden familialen und nichtfamilialen Lebensformen und deren Auswirkungen auf die individuellen emotional-subjektiven Erfahrungsprozesse und die interpersonellen Beziehungen betonten die Notwendigkeit der Familienpsychologie als eine selbstständige Disziplin innerhalb der Psychologie (Liddel et al., 2002; Schneewind, 1999).

Die Familienpsychologie ist wahrscheinlich die jüngste Subdisziplin innerhalb der Psychologie, wenngleich die Beschäftigung mit familialen Themen im alltagspsychologischen Sinne so alt ist wie die Institution Familie selbst. Im akademischen Feld (z.B. Gloger-Tippelt, 1989) wird dieser Sachverhalt häufig mit dem berühmten Satz von Ebbinghaus verdeutlicht: "Die Familienpsychologie hat eine lange Vergangenheit, aber eine (sehr) kurze Geschichte" (zit. n. Gloger-Tippelt, 1989: 26). In der Tat gilt als der Anfang der akademischen Familienpsychologie das Erscheinen des *Handbook of family psychology and therapy* von L'Abate im Jahr 1985 (Liddel et al. 2002).

Einer der wichtigsten Gründe, weshalb die Familienpsychologie sich bis vor kurzem nicht als eine selbstständige Fachdisziplin hat etablieren können, liegt darin, dass verschiedene wissenschaftliche Zweige, etwa die Familiensoziologie, das Familienrecht, die Familienpädagogik etc., jeweils aus ihrer fachspezifischen Perspektive die Untersuchung der unterschiedlichen familialen Aspekte vorgenommen haben und somit vielen Wissenschaftler(innen) eine eigenständige familienpsychologische Disziplin als "überflüssig" erschien (Schneewind, 1999). Somit entstand ein System von Familienwissenschaften, innerhalb dessen die Familienpsychologie das jüngste Glied darstellt. Das fehlende Engagement in diesem

Bereich wird besonders in der eher spärlichen Literatur zu diesem Thema evident. Die Grundlage für die erste Professur für Familienwissenschaft in Deutschland wurde erst am 20. Juni 2002 an der Universität Erfurt unter finanzieller Mitwirkung der gemeinnützigen Hertie-Stiftung geschaffen (Wingen, 2002).

Die Familienpsychologie grenzt an diverse psychologischen Verzweigungen. Folglich ergeben sich in einem intradisziplinären Kontext bedeutsame Schnittpunkte zwischen der Familienpsychologie und anderen Subdisziplinen, die hier exemplarisch anhand von drei Bereichen kurz beschrieben werden sollen. Beispielsweise werden in der Entwicklungspsychologie die verschiedenen Entwicklungsphasen der emotionalen und kognitiven Kompetenzen der Individuen, aber auch der Prozess des Beziehungsaufbaus in verschiedenen familialen Konstellationen, insbesondere in der Mutter-Kind-Beziehung, erforscht. Um jedoch die individuelle Entwicklung als einen lebenslangen Prozess begreifen zu können, scheint es sinnvoll, den Forschungshorizont auch auf mehrgenerationale Ebenen auszuweiten. Genauso wichtig in diesem Prozess scheint die Entwicklung neuerer Ansätze über die Vater-Kind-Beziehung zu sein, die aufgrund stereotyper Geschlechterbilder bislang nicht genügend Aufmerksamkeit erfahren hat. Das Konzept des familialen Lebenszyklus<sup>7</sup> kann hier zugerechnet werden. Dieses Konzept liegt zahlreichen entwicklungspsychologischen Theorien zugrunde und kann daher als ein Grundlagenkonzept in der westlichen (Mainstream-)Psychologie angesehen werden.

Auch innerhalb der klinischen Psychologie findet die Familie starke Beachtung, sofern die Ursachen für vorliegende Störungen im Kontext des gemeinsamen familialen Lebens diagnostiziert werden. In solchen Fällen werden i.d.R. konkrete beratende oder therapeutische Verfahren eingeleitet, die am Individuum oder an der Familie orientiert sein können. Als bahnbrechende Studien in der klinischen Ära können Untersuchungen über schizophrene Interaktionsmuster genannt werden, die zur Formulierung der "Double-bind"-Theorie durch Gregory Bateson (1956) und damit zur Ablösung von bis dahin dominierenden unilinearen Erklärungsmodellen der Schizophrenie, wie z.B. dem Konzept der "schizophrenen Mutter" (Fromm-Reichmann, 1948), geführt haben. Schließlich kann die Sozialpsychologie angeführt

werden, die sich u.a. mit Gruppen-Strukturen und den daraus entspringenden dynamischen Prozessen befasst. Sofern die Familie als eine menschliche Gruppe aufgefasst wird, werden auch die sozialpsychologischen Erklärungsansätze, etwa zur Gruppendynamik, zu Kommunikationsformen und Konfliktregelungen sowie zu Machtverteilungen und Rollendifferenzierungen, zur Erforschung der familialen Aspekte relevant sein.

Trotz unterschiedlicher Akzentuierungen ist diesen Ansätzen allen gemeinsam, dass die menschliche Entwicklung nicht länger als individuell und genetisch festgelegtes schicksalhafteres Muster angesehen wird, sondern vielmehr die transaktionale Eingebundenheit des Menschen in seine Umwelt und dessen Zusammenspiel mit diesem Beziehungsnetz anerkannt wird. Diese Einsicht ist auch in die Definition der Familienpsychologie eingegangen, die zugleich als ein Annäherungsversuch zwischen Familientherapie und Familientheorien interpretiert werden kann.

Die 1986 von der APA ins Leben gerufene Zeitschrift *Journal of Family Psychology* bietet in einer ihrer frühen Ausgaben eine Definition der Familienpsychologie. Darin heißt es:

"Family psychology, using a systemic perspective, broadens psychology's traditional emphasis on the individual, and, while it retains a primary emphasis on marriage and the family, it uses the systemic view to focus on the nature and role of individuals in primary relationship structures, as well as, more broadly, the social ecology of the family-those networks in which the family interacts and resides" (Liddle, 1987: 9; zit. n. Liddle et al., 2002: xixff.).

Liddle (2002) zufolge bilden der in der Familientherapie allgemein akzeptierte Kontextualismus und die systemische Perspektive die Kernelemente der Familienpsychologie. Diese Definition versucht zugleich, die inhärente Paradoxie des Begriffs der Familienpsychologie aufzuheben und das familiäre Geschehen über die engen Familiengrenzen hinweg in der spezifischen Interaktion mit dem sozialen Kontext zu verorten. Darüber hinaus wird in neuen Forschungsstrategien dem kulturellen Kontext als integraler Bestandteil im Prozess der Konzipierung von Theorien und Therapiemodellen große Aufmerksamkeit geschenkt. So betonen

Alexander et al. (2002) in ihrer Untersuchung des Entwicklungsverlaufs der "family therapy in family psychology intervention science":

"Culture mediates our conceptions of reality and causality and thus sets the stage for ways in which we view issues that are at the very centre of the discipline" (Alexander et al., 2002: 22).

Die Autoren thematisieren deutlich, dass die meisten familienpsychologischen und -therapeutischen Konzepte aus den positivistischen Wissenschaftsbildern der weißen euro-amerikanischen Mittelschicht hervorgehen und daher zur Erfassung der Probleme von Mitgliedern anderer ethnisch-kultureller Gruppen umgeschrieben werden sollten (vgl. auch Sussman et al., 1972; McGoldrick et al., 1982; Jalali, 1982; Oestereich, 2001; Tseng et al., 2001; Santisteban et al., 2002; Greenfield et al., 2003).

Anders als in der Familiensoziologie, wo der systemtheoretische Ansatz im Zuge der harten Kritik am Strukturfunktionalismus allmählich an Einfluss einbüßte, hat sich dieser Ansatz innerhalb der Familientherapie zu einem allgemein akzeptierten theoretischen Modell herausgebildet. Laut Kuhn (1975) stellt die Systemtheorie einen "Paradigmenwechsel" dar. Der wichtigste Wandel in der Systemtheorie hat in den 1980er Jahren stattgefunden. Bis dahin galt die Aufmerksamkeit der in ihrer Mehrzahl kybernetisch orientierten Forscher den *beobachteten* Systemen sowie dem Versuch, das funktionale Gleichgewicht zwischen ihnen durch meist direktive Interventionen von außen aufrechtzuerhalten bzw. die Systeme durch therapeutische Schritte zur Homoöstase hinzusteuern. Ein bekanntes Beispiel hierfür bildet die strategisch-systemische Familientherapie, die durch eine konsequente Anwendung der kybernetischen Konzepte gekennzeichnet war und in ihrer ursprünglichen Form von der Mailänder Gruppe um Selvini Palazzoli vertreten wurde.

Die neueren Denkmodelle in der Systemtheorie gehen jedoch von *beobachtenden* Systemen aus und machen die innengesteuerten Veränderungsprozesse im System durch indirekte Anregungen von außen zu ihrem Untersuchungsgegenstand. Hier ist auch die theoretische Überschneidung zu sehen, in der die konstruktivistische Perspektive mit der neueren Systemtheorie zusammenkommt (Liddel et al., 2002; Simon et al., 1999; v. Schlippe & Schweitzer, 1998; Schneewind, 1999). Die

weitreichenden Konsequenzen dieser theoretischen Annäherung, etwa die Dekonstruktion herkömmlicher Sichtweisen und die Betonung der narrativen Komponente für die therapeutische Praxis, werden durch v. Schlippe und Schweitzer (1998) thematisiert.

Die wichtigste methodologische Konsequenz der neueren Systemtheorie ist die Entwicklung der Methode des zirkulären Fragens. Diese beruht auf dem Prinzip der reziproken Kausalität und deutet zugleich eine vorsichtige Abkehr von den bisweilen für sehr zentral und aufschlussreich gehaltenen verbalen Kommunikationsformen an. Interessanterweise ähnelt diese Methode sehr stark dem Gedankenlesen in vielen anderen, weniger verbalkommunikativ orientierten Gesellschaften (vgl. Rothbaum et al., 2000 im Kap. 3.4). Die systemtheoretische Perspektive wird auch von Schneewind (1999) übernommen und scheint sich als Konsensdefinition durchgesetzt zu haben.

Der systemische Ansatz repräsentiert eine umfassende Definition der Familienpsychologie und verdeutlicht eine seriöse Annäherung zwischen der Familienpsychologie und der Familientherapie. Aus diesen kurzen Erläuterungen können wir schließen, dass die familientherapeutischen Konzepte im Rahmen der familienpsychologischen Theoriebildung wieder an Gewicht zugenommen haben. Es erscheint daher sinnvoll, die letzten Entwicklungen auf dem Gebiet der Familientherapie kurz zu skizzieren.

### **2.3 Familientherapeutische Modelle im Überblick**

Die ersten beiden Dekaden nach dem Ersten Weltkrieg in Amerika und Europa waren durch soziale Instabilität, den Verlust der elterlichen Autorität in Familienangelegenheiten und steigende Scheidungsraten gekennzeichnet. Dieser Umstand beschäftigte Gesetzgeber, religiöse Instanzen, aber auch Angehörige medizinischer und psychosozialer Professionen und führte schließlich zur Institutionalisierung der Familienberatung. 1932 wurden die ersten drei "*Marriage Counseling Centers*" in Amerika gegründet. 1942 wurde die *American Association of Marriage Counselors* ins Leben gerufen. Infolge der zunehmenden Beteiligung von



Sozialarbeitern und Beratern ging die Anzahl der ursprünglich zahlreich vertretenen Mediziner und Juristen in der Organisation zurück. 1970 wurde die Dachorganisation in *American Association of Marriage and Family Counselors* (AAMFC) umbenannt. Im Verlauf der Institutionalisierung von Familien-Helferberufen, die von der wachsenden Professionalisierung unzähliger Psycholog(inn)en und Kommunikationstheoretiker(innen) bestimmt war, wurde schließlich die AAMFC 1978 umorganisiert und hieß fortan *American Association for Marital and Family Therapy* (AAMFT) (Kaslow, 1987).

In den 1970er Jahren etablierten sich auch in der Bundesrepublik Deutschland Institutionen mit familientherapeutischer Ausrichtung. Die erste war die 1971 von Horst Eberhard Richter gegründete *Arbeitsgemeinschaft für Familienforschung und Familientherapie*, die später in *Deutsche Arbeitsgemeinschaft für Familientherapie* (DAF) umbenannt wurde und bis heute als familientherapeutischer Verband aktiv ist. Die Göttinger Gruppe um Eckhard Sperling und die Heidelberger Gruppe um Helm Stierlin haben wichtige familientherapeutische Traditionen in Deutschland begründet. Allen drei genannten Zusammenhängen war ihre anfängliche psychoanalytische Orientierung gemeinsam. Das Heidelberger Modell distanzierte sich jedoch zunehmend von der Psychoanalyse und wandte sich später der systemischen Sichtweise zu (Stierlin, 1975; v. Schlippe & Schweitzer, 1998; Stierlin 2003).

Wie konkrete soziokulturelle Kontexte die Entwicklung von spezifischen therapeutischen Konzepten begünstigen, zeigt Alex Amman (1979) in seiner vergleichenden Untersuchung zur Entstehungsgeschichte der verschiedenen familientherapeutischen Modelle in Europa und den USA. Er stellt fest, dass die psychoanalytisch orientierte Familientherapie hauptsächlich in Europa beheimatet ist, was zumindest in der anfänglichen Entwicklungsphase am Beispiel Deutschlands zu beobachten war. Die strukturalistischen Therapieformen dagegen haben ihren Ursprung an der realitätsdominierenden Ostküste Amerikas (New York, Philadelphia, Washington D.C.) und schließlich "die wachstumsorientierte in der seit über hundert Jahren jedermann eine verheißungsvolle Zukunft versprechenden amerikanischen Westküste (San Francisco, Los Angeles, San Diego)" (Amman, 1979: 54).

Im Unterschied zur Psychoanalyse geht die Entstehung der Familientherapie nicht auf eine einzige Persönlichkeit zurück; vielmehr wurde sie auf der Grundlage verschiedener theoretischer Orientierungen, durch unterschiedliche Persönlichkeiten und an verschiedenen Orten entwickelt. Dieser Entwicklungsverlauf, der durch viele gegenseitige Beeinflussungen, Abgrenzungen, aber auch Bereicherungen gekennzeichnet ist, ruft bei manchen Beobachtern Irritationen hervor und macht eine systematische Kategorisierung der familientherapeutischen Perspektiven nicht gerade leicht (Kaslow, 1987; Simon et al., 1999; v. Schlippe & Schweitzer, 1998).

Aus einem systemischen Blickwinkel und unter Berücksichtigung der neueren theoretischen Perspektiven, z.B. der sozialkonstruktivistischen und der postmodernen, legen v. Schlippe & Schweitzer (1998: 23ff.) eine Systematisierung der familientherapeutischen Modelle vor. Sie unterscheiden drei globale Kategorien: die klassischen, die kybernetischen 2. Ordnung und die narrativen Ansätze. Die Abkehr von einem mechanistischen Psychologieverständnis und eine Hinwendung zu konstruktivistischen Modellen sind dabei unverkennbar.

In ihrem in der Geschichte der Familientherapie wahrscheinlich beispiellosen Werk *Die Sprache der Familientherapie* legen Simon, Stierlin & Clement (1999) nahezu alle theoretischen und methodischen Konzepte der Familientherapie von den Anfängen bis heute vor.

Ein Versuch zur Systematisierung der familientherapeutischen Modelle aus Amerika soll im Folgenden in einer kurzen Skizze unternommen werden.

Kaslow zufolge (1987: 835ff.) ist es sinnvoll, von "the 'Major' School of Marital and Family Therapy" zu sprechen. Kaslow differenziert die familientherapeutischen Modelle nach drei zeitlichen Dimensionen, die im therapeutischen Kontext wirksam sein können: So gibt es Modelle, die die Vergangenheit der Klient(inn)en in den Vordergrund rücken, andere, die das gleiche Gewicht auf Vergangenes und Gegenwärtiges legen, und schließlich solche, die auf die Gegenwart bzw. Zukunft bezogen sind. Die zeitliche Klassifizierung der diversen familientherapeutischen Modelle sollte nicht als statische und unüberbrückbare Kategorisierung aufgefasst werden, denn bei genauerer Betrachtung werden viele fließende Übergänge und Berührungspunkte zwischen den verschiedenen Modellen sichtbar. Das zeitliche

Klassifizierungsmodell scheint sich als eine hilfreiche Orientierung im familientherapeutischen Geschichtsdiskurs erwiesen zu haben. Auch neuere Versuche, die kaum überschaubaren Richtungen der Familientherapie und Psychotherapie zu systematisieren, bauen auf einer ähnlichen Dimension auf (vgl. Stierlin, 2003).

### ***1- Familientherapeutische Modelle mit Vergangenheitsorientierung***

**a) Psychoanalytisch orientierte Familientherapie:** Von den familientherapeutischen Modellen steht die psychoanalytische Familientherapie der individual-psychoanalytischen Konzeption am nächsten. Ihr wichtigster Vertreter ist der Psychoanalytiker und Kinderpsychiater Nathan Ackerman. Gemäß der psychoanalytischen Tradition sind die Erfahrungen aus der Vergangenheit für die Entstehung und Erklärung gegenwärtiger Symptome relevant. Die Exploration der unbewussten und bewussten Kriterien der Partnerwahl bildet bei der Verarbeitung der Konflikte einen zentralen Aspekt der psychoanalytisch orientierten Familientherapie. Einige der wichtigsten therapeutischen Ziele sind: die Ermöglichung der Einsicht, dass alle im Familiensystem Beteiligten zur Problementstehung beigetragen haben; die Modifikation von extremen narzisstischen Ansprüchen an die Ehebeziehung; das Erlernen von Fertigkeiten zur Konfliktlösung bei dysfunktionalen Familienregeln.

**b) Bowen'sche Familientherapie:** Murry Bowen, ein Psychiater mit viel Erfahrung in der Behandlung von Schizophrenen, Mitbegründer sowie erster Präsident der 1977 gegründeten *American Family Therapy Association*, hat das Konzept der "undifferenzierten Familien-Ich-Masse" (undifferentiated family ego mass) entwickelt. Ausgehend von seinen klinischen Erfahrungen mit Familien mit schizophrenen Interaktionsmustern, nimmt er an, dass in diesen Familien jedes Familienmitglied nur scheinbar ein eigenständiges Individuum ist, da in Wirklichkeit die Kernfamilie – bestehend aus Eltern und Kindern – eine emotionale Einheit bildet. Die Familienmitglieder sind emotional miteinander verschmolzen, so dass der Individuationsprozess der Einzelnen gestört verläuft. Das übergeordnete

therapeutische Ziel ist demnach die Verstärkung der Individuation bei den einzelnen Familienmitgliedern und die Herstellung differenzierterer und abgrenzbarer Interaktionsmuster.

## ***2- Familientherapeutische Modelle, die sowohl vergangenheits- als auch gegenwartsorientiert sind***

**a) Kontextuale Familientherapie:** Dieser Therapieansatz ist von dem Psychiater Ivan Boszormenyi-Nagy entwickelt worden. Seine zentrale These lautet, dass individuelle und familiale Störungen "wesentlich Ausdruck und Folge eines Ungleichgewichts zwischen gegenseitigem Geben und Nehmen, Anspruch und Erfüllung besonders im Bereich der emotionalen Fürsorge (caring) sind" (Simon et al., 1999: 186). Das zentrale therapeutische Ziel in diesem Ansatz ist die Herstellung von ausgeglichenen familialen Schuld- und Verdienstkonten. Die kontextuale Familientherapie entwickelt im therapeutischen Prozess ein dreigenerationales Familienbild mit Hilfe des Genogramms. Damit führt der Therapeut die Familienmitglieder in gegenwärtige Probleme ein und erlaubt ihnen, sich über die konfliktstiftenden Themen zu äußern.

**b) Experimentale Familientherapie:** Der Kinderpsychiater Carl Whitaker gilt als einer der Pioniere der Familientherapie. Er deutet in seinem Konzept die "craziness" innerhalb der Familie als deren positive Ressource um und versucht diese für therapeutische Ziele nutzbar zu machen. Auf diese Weise sollen der Familie neue Erfahrungsmöglichkeiten angeboten werden. Auf der Basis dieser Erfahrungen soll schließlich sowohl das Gefühl der Zusammengehörigkeit als auch das der persönlichen Freiheit vermittelt werden. Durch die Erweiterung des Lebenskontextes der Kleinfamilie auf die Großelterngeneration und das soziale Umfeld versucht der Therapeut, die Bedeutung anderer Beziehungen für die Prägung der familialen Beziehungsrealität zu verdeutlichen. Dieser stark an der psychoanalytischen Kinderanalyse orientierte Therapieansatz erfordert keine Abstinenz, sondern die aktive Anteilnahme der Therapeuten in Form der Allparteilichkeit. Das Einbringen von spielerisch-humorvollen Elementen in das therapeutische Setting unterstützt die

Flexibilisierung von rigiden Familienbeziehungen. Ähnlich wie bei der Kinderanalyse werden auch hier keine unmittelbaren und bewussten Gedanken über familiäre Prozesse vermittelt, vielmehr sollen auf symbolischer Ebene neue Erfahrungskontexte hergestellt werden.

### ***3- Familientherapeutische Modelle mit Gegenwarts-Orientierung***

**a) Strategisch-systemische Familientherapie:** Dieser Therapieansatz beinhaltet die direkte und konsequente Anwendung kybernetischer Konzepte und ist mit dem Namen von Jay Haley verbunden. Die Kybernetik befasst sich mit der Kontroll- und Kommunikationstheorie, "unabhängig davon, ob es sich auf Maschinen oder Menschen bezieht". ... "Diese umfassen Phänomene wie Regulation, Informationsverarbeitung und -speicherung, Adaption, Selbstorganisation, Selbstproduktion und strategisches Verhalten" (Simon et al., 1999:192ff.). Die wichtigste Konsequenz für die kybernetisch arbeitenden Therapeuten war es, "objektive Aussagen über Systeme und ihr Verhalten zu machen" (Simon et al., 1999). Dieses auf der direkten Steuerung der Systeme beruhende Konzept wird auch Kybernetik 1. Ordnung genannt. Haley deutet familiäre Konflikte als Ausdruck und Folge dysfunktionaler Organisationsmuster, verwischter Generationsgrenzen und gestörter hierarchischer Strukturen. Ausgehend von dem Konzept der Homöostase suchen strategisch-systemisch orientierte Therapeuten vor allem nach funktionalen Aspekten der Symptomatik in der Familie. Welchen Beitrag leistet das Symptom zur Aufrechterhaltung der familialen Organisation? Welche Alternative kann die Symptomatik ersetzen? Dementsprechend gilt die Aufmerksamkeit des Therapeuten nicht mehr dem Indexpatienten, sondern dem familialen Kontext. Besonders populär wurde dieser Ansatz durch das Verfahren der paradoxen Intervention der Mailänder Gruppe um Mara Selvini Palazzoli. Bei dieser Interventionsform wird die Bedeutung des Symptoms für die Aufrechterhaltung des Systems durch den Therapeuten hervorgehoben und dessen weitere Beibehaltung dem Symptomträger bzw. dem Gesamtsystem verschrieben. Dieser Ansatz wurde aber auch durch sein Setting, d.h. den Aufbau der therapeutischen Sitzung, sehr populär. Dabei arbeiten zwei

Therapeuten mit der Familie, zwei andere sitzen hinter einer Einwegscheibe und beobachten die Sitzung. Die Sitzung wird dann für einen kurzen Austausch unterbrochen, und das gesamte Therapeutenteam reflektiert über die Sitzung und bereitet abschließende Kommentare vor. Der wichtigste Aspekt der therapeutischen Intervention ist die Bewahrung der Neutralität seitens der Therapeuten, die mit einer starken Kontrolle des therapeutischen Verlaufs einhergeht. Dieser Ansatz spielt noch heute eine zentrale Rolle im systemischen Therapiediskurs (vgl. u.a. Simon et al., 1999; v. Schlippe & Schweitzer, 1998).

**b) Strukturelle Familientherapie:** Kaum ein anderes familientherapeutisches Konzept hat den familialen Beziehungsgrenzen und den hierarchischen Strukturen innerhalb der Familie so viel Aufmerksamkeit geschenkt, wie der von Salvador Minuchin begründete Ansatz. Minuchin unterscheidet drei Qualitäten der Grenzziehung innerhalb des familialen Kontextes: die diffuse, die rigide und die flexible. Diffuse und rigide Grenzbildungen münden in Triangulationen und Verstrickungen und werden als verfehlte Strategien zur Problemlösung in verschiedenen Phasen der familialen Lebenszyklen betrachtet. Besonders problematisch ist es nach diesem Ansatz, wenn Kinder die elterlichen Aufgaben übernehmen und dadurch die Führungsfunktion der Eltern beeinträchtigt wird. Die Herstellung flexibler Grenzen zwischen den Generationen und damit die Verstärkung der ehelichen Achse in der Familie ist in diesem Ansatz zentral, weil die Familie, strukturell betrachtet, nicht aus gleichrangigen Personen besteht, sondern aus Subsystemen mit konkreten Aufgaben. Der Therapeut aktiviert zu diesem Zweck die verdeckten Konflikte und versucht durch zeitweilige Unterstützung oder die Allianzbildung mit einzelnen Familienmitgliedern neue Strategien zur Konfliktlösung anzubieten.

Minuchin zeichnet sich im Unterschied zu anderen Familienpraktikern und -theoretikern dadurch aus, dass er sich als Pionier in diesem Feld an ethnischen und kulturellen Gegebenheiten orientierte und dementsprechend spezifische Techniken zur Behandlung von schwarzen Familien und Familien spanischer Herkunft entwickelt hat (McGoldrick, 1982).

**c) Kommunikative Familientherapie:** Diese Therapieform stützt sich ebenfalls auf die kybernetische Perspektive. Ihre theoretischen Prämissen und Interventionstechniken beruhen auf Kommunikationstheorien. Innerhalb der Kommunikationstherapie lassen sich strategische und systemische Therapieformen unterscheiden, als deren geistige Urheber Gregory Bateson und Milton H. Erikson gelten. Die Formulierung des bekannten "Double-bind"-Konzeptes, an dessen Entwicklung auch J. Haly und J. Weakland beteiligt waren, leitete entscheidende Impulse in den therapeutischen Diskurs ein, und zwar insofern, als "verrückte" Verhaltensweisen nicht länger als persönliche Eigenschaften angesehen, sondern auf die den interpersonellen Kommunikationsformen zugrunde liegenden Regelmechanismen zurückgeführt wurden. Dieser Ansatz wurde auch in dem 1959 gegründeten Mental Research Institute (MRI) verfolgt. Ein weiterer entscheidender Schritt dieses Instituts war die Publikation des viel beachteten Buches "Menschliche Kommunikation" von Paul Watzlawick und Kollegen. Darin werden die theoretischen und pragmatischen Aspekte der menschlichen Kommunikation thematisiert.

**d) Verhaltensorientierte Familientherapie:** Hierbei handelt es sich um eine Therapieform, die auf den Theorien des sozialen Lernens und Tausches basiert. Ursprünglich wandten verhaltensorientierte Familientherapeuten das Verfahren der klassischen Konditionierung an. Dieser Ansatz fand jedoch in dysfunktionalen Interaktions- und Beziehungsmustern seine Grenzen. Um Veränderungen im erweiterten Interaktionsfeld bewirken zu können, orientierten sich Therapeuten schließlich an den Konzepten des sozialen Lernens. Neuere Ansätze der verhaltensorientierten Familientherapie berücksichtigen verstärkt kognitive Aspekte. Dabei werden kognitive Phänomene bei Menschen als defizitär, irrational und unrealistisch eingeschätzt. Entsprechend dieser Perspektive wird kommunikative Kompetenz als lehr- und lernbar konzipiert. Das Erlernen der Fähigkeit, eigene Interessen auszudrücken, wird als ein wichtiger Aspekt der Therapie verstanden.

Wir können zusammenfassen, dass die Familientherapie generell, über die intradisziplinären Unterschiede hinaus und trotz engagierter Einflussnahme der

Psychiater(innen) und der daraus folgenden Pathologie-Orientiertheit, einen unbestrittenen Beitrag zur Abmilderung der dominierenden psychiatrischen Krankheitsklassifikationen und der entsprechenden i.d.R. hospitalisierenden medikamentösen Behandlungsmethoden geleistet hat. Die theoretischen Perspektiven aller genannten Modelle sind jedoch hauptsächlich auf die im Westen dominierenden "isolierten Kernfamilien" mit starken individualistischen Tendenzen zugeschnitten und dienen mit Ausnahme der neueren Modelle der 1990er Jahre (konstruktivistisch-postmodernistisch-narrative Ansätze) der Erfüllung funktionaler Aufgaben. Während die meisten familientherapeutischen Richtungen im Prozess der Theoriebildung und Intervention den Kontext vom individuellen auf den familialen erweitert haben, richteten sie kaum ihre Aufmerksamkeit auf den kulturellen Kontext.

Simon et al. (1999) berichten von einem "lawinenartigen" Anwachsen der familientherapeutischen Literatur und einer rapiden Zunahme von Institutionen und Ausbildungsstätten für Familientherapie. Damit gehen auch eine verstärkte Institutionalisierung und ein hoher Professionalisierungsgrad der Familientherapie einher. Die Frage scheint daher berechtigt, inwiefern die Familientherapie letztlich zum "Disziplinierungsprinzip moderner Gesellschaften ..., das im Hierarchisieren, Kalkulierbar- und Regierbarmachen von Populationen besteht", (Staeuble, 2001: 27) beiträgt. Weiter kann konstatiert werden, dass der Prozess der Theorieentwicklung bis in die frühen 1990er Jahre fast ausschließlich von weißen, männlichen, euro-amerikanischen Denkmodellen geprägt wurde, wodurch sogar der ethnisch-kulturellen Vielfalt im euro-amerikanischen Raum keine Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Der Beitrag in Kapitel 2.5 stellt einen neuen Versuch dar, diesem Defizit zu begegnen.



## 2.4 Paartheoretische Modelle und Grundlagen der Partnerwahl

Die zentralen Fragestellungen im Zusammenhang mit den paar- und familientheoretischen Konzepten und Praktiken werden seit den 80er Jahren vorwiegend unter dem Aspekt des raschen sozialen Wandels thematisiert. Die rapide Zunahme wissenschaftlicher Analysen erschwert jedoch den Versuch, diese in eine systematische Kategorie zusammenzufassen, vor allem, weil Forschungsergebnisse zu ein und demselben Thema nicht selten zu völlig widersprüchlichen Schlussfolgerungen veranlassen. Beispielsweise wird die Scheidung von Heil (1991: 3) "in unserem (westlichen) Kulturkreis zu den am stärksten belastenden Ereignissen des menschlichen Lebenslaufs" gerechnet, während andere Forscher(innen) im Zuge der Liberalisierung und Pluralisierung der Lebensformen eine zunehmend tolerante subjektive Haltung zu diesem Thema konstatieren. Die Situation wird noch unübersichtlicher, wenn sich Forscher(innen) und Familientheoretiker(innen) in dem Bemühen, ihre eigenen Überlegungen und Konzepte zu validieren, auf so genannte harte empirische Daten berufen. Beispielsweise stützen sich die Befürworter der Institution der bürgerlichen Kleinfamilie gern auf Befragungsdaten, denen zufolge "80% der jungen Menschen ... Ehe und Familie als Lebensziel" betrachten und "rund 96% der Frauen und Männer ... ein Leben mit Kindern für intensiver und erfüllter" halten (Vaskovics et al., 1997: 11-12). Andererseits beziehen sich die Vertreter(innen) der These vom Zerfall der Familie auf demographische Daten, vor allem auf solche, die die rückläufige Geburtenzahl und den Monopolverlust der Kleinfamilie im Zuge der Pluralisierung und Liberalisierung der Lebensformen verdeutlichen (z.B. Hoffmann-Nowotny, 1987, 1995). Zur Erklärung der Transformationsprozesse in den Partnerschaftsbeziehungen und familialen Lebensformen wurden verschiedene theoretische Perspektiven entwickelt, u.a. die Individualisierungstheorie.

### **2.4.1 Das individualisierungstheoretische Modell**

Der Individualisierungsansatz zählt gegenwärtig zu den populärsten Modellen, die zur Erklärung von Wandlungsprozessen im Paar- und Familienleben diskutiert werden (Peukert, 1999). Daher scheint es sinnvoll, diesen Ansatz näher zu diskutieren und seine Bedeutung mit Blick auf die Partnerwahl hervorzuheben.

Die Grundprämisse dieser Theorie geht davon aus, dass die Lebensweise der Menschen in vorindustrieller Zeit durch traditionelle Bindungen determiniert wurde, die stark mit ökonomischen Zwängen verbunden waren. Im Laufe der Industrialisierung und Modernisierung hat jedoch eine Freisetzung der Menschen aus den traditionellen sozialen Bindungen und Glaubensvorstellungen stattgefunden, die ihrerseits den Weg zu einer verstärkten Individualisierung geebnet hat. Dabei findet Individualisierung, Hradil (1995) zufolge, auf drei Ebenen statt: in kultureller Hinsicht, d.h. über die Verselbstständigung des Einzelnen gegenüber den übergeordneten und allgemein geteilten Geltungszusammenhängen; in sozialer Hinsicht, d.h. über die Verselbstständigung des Menschen gegenüber den sozialen Verhaltenserwartungen, und schließlich in wirtschaftlicher Hinsicht, was bedeutet, dass soziale Positionen und Berufe nicht zugeschrieben werden, sondern prinzipiell auf dem Arbeitsmarkt zu erwerben sind.

Kennzeichnend für die erste Phase der Individualisierung vom Beginn der Industrialisierung bis Mitte des 20. Jahrhunderts war, dass dieser Prozess zunächst auf Männer beschränkt blieb, da sie als Erste aufgrund der Anforderungen des Arbeitsmarktes und der Lohnarbeit der erhöhten sozialen und beruflichen Mobilität gerecht werden mussten. Die Geburtsstunde der bürgerlichen Kleinfamilie, begleitet von klar definierten Rollenverteilungen zwischen den Geschlechtern und damit der "Entindividualisierung" der Frauen, geht auf diese Phase zurück. In dieser Zeit besaß die Kleinfamilie eine Monopolstellung im Rahmen westlicher Lebensformen.

Seit den 1960er Jahren hat ein neuer Individualisierungsschub eingesetzt, der bis heute andauert und sich immer weiter ausdifferenziert (Hoffman-Nowotny, 1995; Peukert, 1999). Dieser Prozess wird in entscheidendem Maße von materiellem Wohlstand, wohlfahrtsstaatlichen Organisationsformen und einer gesellschaftlich

verbreiteten Gleichheitsideologie gefördert. In dieser Phase scheinen die sozialen Belange der Frauen immer deutlicher in den Vordergrund zu rücken. Die zunehmende gesellschaftliche Ausdifferenzierung, die Herauslösung der Menschen aus den tradierten Zusammenhängen und die Notwendigkeit, sich permanent an neue Erwartungen anzupassen, sowie das Bestreben nach mehr Autonomie und Selbstverwirklichung wandeln die "Normalbiographien" in "Wahlbiographien" um (Ley 1984; zit. n. Peukert, 1999: 270).

Der Individualisierungstheorie zufolge ist die entscheidende Folge dieses Prozesses für die Partnerwahl und das familiäre Leben das entökonomisierte, d.h. emotionalisierte Beziehungsideal. Demnach sind Paarbeziehungen nicht nur auf die Eheschließung bzw. Familiengründung ausgerichtet, sondern sie dienen der Erfüllung gleichberechtigter Wünsche, und die Möglichkeit, diese Beziehungen jeder Zeit auflösen zu können, wird nicht tabuisiert. Ein emotionalisierter Erlebnisraum stellt dabei für viele junge Menschen das höchste Ideal dar.

Hoffmann-Nowotny (1995) geht nicht nur davon aus, dass die Kernfamilie ihre Monopolstellung innerhalb der menschlichen Lebensformen verloren hat, vielmehr diagnostiziert er die "Deinstitutionalisierung" der Familie.

Zur Untermauerung seiner These führt er die Terminologie "Struktur-Kultur-Paradigma" ein. Danach "entsprechen" die kulturellen Kategorien den strukturellen Veränderungen. Seine These ist makroanalytisch angelegt, trotzdem ist es erstaunlich, wie er relativ unbekümmert den Begriff Paradigma überstrapaziert, zumal das grundlegende Denkschema bei ihm der strukturell-funktionalen Theorie Parsons und der "Convergence Theory" Goods Rechnung trägt. Andererseits ist zu bemerken, dass die Aufstellung von Paradigmen meistens die Gefahr birgt, sich gegen andere Probleme und Perspektiven abzuschotten und nur solche zur Kenntnis zu nehmen, die das Paradigma lösen oder erklären kann.

Hoffmann-Nowotny stellt, ungeachtet des steigenden Interesses für kulturpsychologische Studien und die darin enthaltene explizite Aufforderung zu regional-lokalen und schichtenspezifischen Theoriebildungen (vgl. u.a. Segalan, 1990; Medick & Sabeau, 1984), Universalien dar und überträgt seine Überlegungen aus einem evolutionistisch-unilinearen Entwicklungsverständnis heraus auch auf

andere Gesellschaften. Berquo et al. (1992) liefern in ihrer Untersuchung zur "Convergence Theory" und zu deren Anwendung auf familiäre Systeme in kulturellen Transformationsprozessen deutliche Beweise dafür, dass in vielen Ländern, u.a. in Japan und im Iran, die Konvergenztheorie, wonach sozioökonomische Veränderungen zwangsläufig kulturelle Veränderungen bewirken, nicht haltbar ist. Für Hoffmann-Nowotny erscheint es jedoch evident,

"dass jene soziokulturellen Umwelten im Schwinden begriffen sind, welche die Existenz der traditionellen Form der Familie begünstigen" (Hoffmann-Nowotny, 1995: 336).

Als Beispiel für seine "Universal-These" nennt er den Iran, wo "die Verbannung der Frau aus dem Bereich des öffentlichen Lebens" (Hoffmann-Nowotny, 1995: 336) praktiziert werde. Solche pauschalisierenden Äußerungen entstammen einer ethnozentrischen Perspektive, und die oberflächliche und dekontextualisierte Wortwahl zur "Klärung" der Verhältnisse in anderen Gesellschaften ist wenig brauchbar. Der Ausdruck "Verbannung" suggeriert, iranische Frauen seien "hilflose" Objekte, über deren Schicksal willkürlich bestimmt wird. Wie realitätsfern Hoffmann-Nowotnys These ist, zeigt u.a. der überdurchschnittlich hohe Anteil von Frauen an den Hochschulen im Iran sowie ihre starke Präsenz im Bildungs- und Gesundheitswesen und nicht zuletzt in lohnabhängigen Arbeitsverhältnissen. Zum anderen ist zu erwähnen, dass trotz des zunehmenden Interesses der Frauen am Erwerbsleben viele orientalische, darunter auch iranische Frauen, ihren soziokulturellen Status und die eigene subjektive Wertschätzung nicht vordergründig, wie es in westlichen Ländern weitgehend der Fall ist, über Berufstätigkeit und Einkommen erlangen. Des Weiteren ist zu beachten, dass Begriffe wie "öffentliches Leben" keinen universalen Charakter haben, sondern in ihrer Bedeutung kulturell variieren. Während in einer Gesellschaft die Teilnahme am öffentlichen Leben stark mit Berufstätigkeit assoziiert wird, kann sich derselbe Begriff in einem anderen kulturellen Kontext auf die engagierte Teilnahme an sozialen Beziehungen beziehen. Pinn & Wehner (1995) weisen darauf hin, dass die aus dem eurozentrischen Blickwinkel geführten Debatten über die Lage der Frauen in anderen Gesellschaften häufig die Funktion innehaben, von den gegen Frauen im Westen ausgeübten

Zwängen abzulenken. "Dieses gut funktionierende Ablenkungsmanöver behindert den Austausch mit Musliminnen (wie generell mit Frauen aus nicht-westlichen Kulturen) und die Entwicklung gemeinsamer Handlungsperspektiven gegen die nach wie vor weltweit anzutreffende MännerHERRSchaft" (Pinn & Wehner, 1995: 231). Dieser Themenbereich wird bezüglich der Verhältnisse im Iran in Kapitel vier ausführlicher behandelt.

Als einer der konsequentesten Vertreter der Individualisierungsthese betont Hoffmann-Nowotny die "Zwänge" der vorindustriellen Zeit, wodurch seine These eine ideologische Färbung annimmt. Dabei kann sehr leicht der Eindruck entstehen, als fände der Gesamtprozess der Individualisierung in der Moderne in einem zwangsfreien Raum statt, in dem die "frei" definierten individuellen Wünsche realisiert würden.

Anderen Autoren zufolge beruhen Individualisierungsprozesse allerdings nicht auf der freien Entscheidung der Individuen und sind somit nicht gleichzusetzen mit einem Zuwachs an Freiheiten (vgl. Beck, 1986). Sie optimieren zwar die individuellen Handlungsspielräume der Einzelnen, gehen gleichzeitig jedoch mit dem Verlust an Sicherheit und handlungsleitenden sozialen Normen einher. Das Individuum kann sich in diesem Kontext immer weniger an tradierten Mustern des Ehe- und Familienlebens orientieren und seine Lebensplanung als eine Normalbiographie in den traditionellen Denkmodellen verorten. Da die allgemein geteilten Normen und verbindlichen Leitbilder ständigen Veränderungen ausgesetzt sind und das Individuum mit konkurrierenden Lebensstilen konfrontiert ist, muss es seinen Lebenslauf selbst entwerfen. Dies bedeutet "ein hohes Maß an Entscheidungszumutungen" (Peukert, 1999: 272). Die erweiterten Handlungsspielräume verstärken aber auch die Probleme der Identitätsfindung und Entscheidungsselektion. Der Individualisierungsprozess beseitigt nicht nur die traditionellen Zwänge und Kontrollmechanismen, sondern erzeugt auch neue. Denn ein Mensch, der sich als einzelne und autonome Person entwickeln und behaupten muss, wird gleichzeitig in ein System von institutionellen Anforderungen, Kontrollen und Zwängen eingebunden.

"An die Stelle traditioneller Bindungen und Sozialformen (soziale Klasse, Kleinfamilie) treten sekundäre Instanzen und Institutionen, die den Lebenslauf des einzelnen prägen und ihn gegenläufig zu der individuellen Verfügung, die sich als Bewußtseinsform durchsetzt, zum Spielball von Moden, Verhältnissen, Konjunkturen und Märkten machen" (Beck, 1986: 211).

Daraus folgt, dass man nicht nur wählen kann, sondern "man muss es auch. Es besteht nicht nur die Chance, sondern auch ein Zwang zu einer stärker individualisierten Lebensführung" (Peukert, 1999: 273).

Die Zunahme neuer Lebensformen, die kaum Verbindlichkeiten mit sich bringen, wie etwa "the living apart together", steht in direktem Zusammenhang mit der oben geschilderten Situation. Denn es scheint offensichtlich, dass sie das Praktizieren der traditionellen Ehe- und Familienformen eher erschwert als erleichtert. Die rückläufige Geburtenzahl infolge der individualisierten Lebensweise der "double career couples", die mit hohem beruflichen Engagement verbunden ist, ist ein plausibles Indiz für diese Entwicklung.

Die beschriebenen Bedingungen beeinflussen die Entscheidung der Menschen hinsichtlich einer längerfristigen und traditionellen paar- und familienorientierten Lebensform negativ. Stattdessen werden häufiger zeitlich und thematisch begrenzte sowie erlebnisorientierte Beziehungsformen bevorzugt.

Es muss betont werden, dass das oben skizzierte individualisierungstheoretische Modell, das einen Zerfall der Familie nahe legt, nur ein Ansatz zur Erläuterung der Gesamtsituation ist und andere theoretische Perspektiven teilweise zu gegensätzlichen Schlussfolgerungen gelangen. So formulieren manche Familienforscher(innen) die Theorie vom Funktionswandel, nicht aber vom Funktionsverlust der Familie (u.a. Nave-Herz, 1989; Schneewind, 1999). Andere Autoren (z.B. Jäckel, 1980) halten die Kleinfamilie nicht für ernstlich gefährdet und räumen ihr weiterhin als funktionierende Kleingruppe eine bedeutsame Stellung ein.

## **2.5 Kulturell differenzierende familientherapeutische Ansätze**

Neben den in Kapitel 2.3 beschriebenen dominanten Modellen in der euro-amerikanischen Familientherapie entwickelten sich alternative Ansätze, die meines Erachtens einen Wendepunkt in der Geschichte der Familientherapie markieren. Ähnlich wie die Kulturpsychologie (vgl. Kap. 1.6) geht die Entwicklung von kulturell differenzierenden familientherapeutischen Ansätzen ebenfalls aus den konkreten historischen und soziokulturellen Bedingungen in den USA hervor. Von besonderer Bedeutung scheinen hier die professionellen psychosozialen Erfahrungen innerhalb von inhomogenen demographischen Strukturen zu sein, die den Diskurs maßgeblich geprägt haben. Ein zusammenfassender Rückblick auf den geschichtlichen Verlauf dieser Therapieansätze kann helfen, ihren gegenwärtigen Stand besser zu verstehen und ihre Zukunftsperspektiven genauer zu erforschen. Mit anderen Worten: Ein solcher Rückblick kann zum Aufzeigen der Kontinuität innerhalb der kulturorientierten Familientherapie beitragen.

Die sich in den 1960er und 1970er Jahren ausbreitenden Bewegungen für die Anerkennung ethnischer Identitäten in der amerikanischen Gesellschaft haben auch die Qualität der professionellen Hilfestellung im psychosozialen Bereich nachhaltig beeinflusst. Im Juni 1968 organisiert Irving Levine die "National Consultation on Ethnic America" an der Fordham University für eine ethnisch differenzierende Analyse der familialen Beziehungen und Strukturen. Die schwarzen Gruppen bringen erstmalig ihr ethnospezifisches Anliegen in einen akademischen Kontext ein (vgl. McGoldrick, 1982).

Mitte der 1970er Jahre finden theoretische und therapeutische Konzepte von Monica McGoldrick und anderen Therapeut(innen), die auf der Grundlage des Ethnizitätskonzeptes arbeiteten, eine beachtliche Resonanz. Zur gleichen Zeit wird von Therapeut(innen), die mit schwarzen, jüdischen und italienischen Familien arbeiten, das Konzept der "ethnotherapy" entworfen. Levine fasst die Erfahrungen auf diesem Terrain zusammen:

"In all of these experiments, one fact stood out. Ethnocultural factors are more powerfully played out in family relations than in any other arena" (Levine, 1982: xi).

Nach dieser Periode entsteht eine neue Generation von Forscher(innen) und Therapeut(inn)en, die ihre theoretische und praktische Arbeit kulturell konzipieren. In diesem Entwicklungsprozess wird dem von Monica McGoldrick et al. (1982) herausgegebenen Werk *Ethnicity and Family Therapy* eine besondere Bedeutung beigemessen. Die Belange von diversen Migranten-Familien unterschiedlicher ethnischer und religiöser Herkunft in den USA, darunter auch iranischer Familien, werden dabei behandelt. Da dieses Buch für die ethnisch differenzierende therapeutische Arbeit als ein "conceptual framework" gelten kann, und weil nach Einschätzung der Autoren Kenntnisse über die Lebensformen der Migranten-Familien grundlegende Rückschlüsse auf die kulturellen Normen in den jeweiligen Herkunftsländern zulassen, scheint es sinnvoll, über einige darin enthaltene zentrale Themen und Aspekte genauer zu referieren.

Das steigende Interesse für die Ethnizitätsfrage in der Familienforschung trägt zugleich zur Relativierung oder gar Beseitigung des lang bestehenden "melting pot"-Mythos' in der amerikanischen Gesellschaft bei. Diesem Mythos zufolge sollten sich alle eingewanderten ethnischen Gruppen und einheimischen Indianer, abgekoppelt von ihren ursprünglichen ethnisch-kulturellen Wurzeln, ein homogenes Kulturmuster unter der Vormachtstellung des weißen Mannes "aneignen". Die Peripherisierung kultureller Andersartigkeiten war die Folge dieser Strategie.

Die professionellen Erfahrungen im Feld der Familienarbeit brachten jedoch andere Realitäten ans Licht, die mit dem herrschenden Mythos nicht kompatibel waren. Die Interaktion zwischen den Konzepten von Ethnizität und Familie bildete sich nach evidenter Ineffizienz der konventionellen Herangehensweisen zum Fokus der Familienforscher und -praktiker heraus. McGoldrick bringt diesen Sachverhalt pointiert zum Ausdruck:

"There is increasing evidence that ethnic values and identification are retained for many generation after immigration and play a significant role in family life and personal development throughout the life cycle. Second-, third-, and even



fourth generation Americans, as well as new immigrants, differ from the dominant culture in values, life-styles, and behavior" (McGoldrick, 1982: 3).

Der Entwicklung neuerer Perspektiven lag eine kritische Auseinandersetzung mit der Einflussnahme der naturwissenschaftlich-medizinischen Modelle und Kategorien auf die psychotherapeutische Arbeit zugrunde. McGoldrick (1982) analysiert am Beispiel der klinischen Anwendung von Schlüsselbegriffen, wie "Diagnose", "Krankheit", "heilen", "Leid" und der professionellen "Hilfesuche", ihre nachteiligen Auswirkungen im tradierten Prozess der Diagnose und Therapie. Während dem Begriff "Krankheit" (disease) ein universal defizitäres medizinisches Modell zugrunde liegt, bringt der Begriff "Leiderfahrung" (illness) auf der Grundlage von emischen Kategorien die kulturell verbreiteten Referenzen über das Erleben eines Zustandes als Problem zum Ausdruck, was seine Bedeutung als eine soziale Konstruktion hervorhebt (vgl. auch Good & Good, 1984).

In dominanten Therapieformen wird noch immer auf der Basis des Krankheitskonzeptes gehandelt, während ethnisch konstruierte Glaubenssysteme über Leiderfahrungen kaum beachtet werden. Diese Orientierung ist nach McGoldrick (1982) für Misstrauen gegenüber dem Therapieprozess sowie für therapeutische Misserfolge verantwortlich. Außerdem können Probleme

"neither be diagnosed nor treated without understanding the frame of reference of the person seeking help as well as that of the helper ... Almost all of us have multiple belief systems to which we turn when in need of help. We use not only the official medical or psychotherapeutic system, we turn also to religion, self-help groups, alcohol, joga, chiropractors, and so on" (McGoldrick, 1982: 6).

Diese Überlegungen werden aus der Perspektive der medizinischen Anthropologie zumindest im Iran bestätigt. Aus dem von Good & Good (1984) verwendeten "meaning-centered approach" zur Erfassung der populären Leidenskategorien in Maragheh, einer Kleinstadt in Azarbaijan im Nordwesten des Iran, geht hervor, dass dort im Fall von Leidenserfahrungen ebenfalls von den Betroffenen ein multiples Glaubenssystem beansprucht wird:

"There are three salient medical traditions practiced in contemporary Maragheh: Galenic-Islamic medicine, which is based on Greek humoral theory;

sacred medicine, which uses astrological techniques and curative prayer; and cosmopolitan-professional medicine" (Good & Good, 1984: 150).

Jede diese Traditionen wird von jeweiligen Spezialisten praktiziert, so dass für jede Tradition eine "home-based"-Praxis erkannt werden kann. Die Verflechtung der multiplen Herangehensweisen geht mit der gleichzeitigen Beanspruchung der verschiedenen Hilfssysteme einher. Ein durchaus gängiges Phänomen bildet hierfür z.B. das Konzept *Nasr*, was in etwa "Gabe" bedeutet. Dabei wird neben anderen Heilungspraktiken eine bestimmte Geldsumme zum Wohlergehen und zwecks Beschleunigung des Heilungsprozesses des Kranken ausgegeben, die einer bedürftigen Person oder Familie zukommen soll. Diese Praxis ist nicht nur im Iran weit verbreitet, sondern auch bei den im (westlichen) Ausland lebenden Iranern.

McGoldricks Ausführungen fordern fundamentale Annahmen über die universale Charakterisierbarkeit des Familienlebens heraus. Sie konstatiert, dass sogar die Definition von "Familie" je nach ethnischer Gruppe variiert und das in Abweichung von den dominanten amerikanischen Vorstellungen über die Kernfamilie. Für schwarze Amerikaner z.B. bedeutet "Familie" ein weites Netz von Verwandten und Angehörigen der Gemeinde. Für Italiener gibt es so etwas wie die "Kernfamilie" nicht. Sie betrachten mehrgenerationale Familienstrukturen einschließlich der Großeltern und Freunde als Familie. Die Chinesen gehen noch darüber hinaus und zählen ihre verstorbenen Ahnen und ihre Nachkommen zur Familie (vgl. McGlodrick, 1982). Auch die stark differenzierende Theorie des familialen Lebenszyklus' im westlichen familienpsychologischen Diskurs, die häufig als Grundlage für weiterführende und universelle Familienkonzepte verhandelt wird, scheint sich aufgrund der Studien über andere ethnische Gruppen zu relativieren. Während im Westen z.B. der Prozess der Ablösung bei Jugendlichen von ihrem Elternhaus als die wichtigste Phase des Familienlebens interpretiert wird, kommen derartige Ausdifferenzierungen in anderen Kulturen entweder überhaupt nicht vor oder sie sind in wesentlich abgemilderter Form anzutreffen.

Die Analysen von McGoldrick et al. (1982) wurden in neueren Arbeiten zur Familienforschung aufgegriffen und weiterentwickelt. Danile A. Santisteban et al. (2002) z.B. unternehmen in einem von der APA publizierten Werk einen viel

versprechenden Versuch, ethnisch-kulturelle Aspekte in die Familientherapie, oder wie sie es ausdrücken, in die "family psychology intervention science" zu integrieren. Nach den demographischen Angaben des U.S. Census Department von 1997 bestanden 27.2 Prozent der US-Bevölkerung aus ethnischen Minoritäten. Das war damals nahezu ein Drittel der Gesamtbevölkerung. Dieser Trend setzte sich in den nachfolgenden Jahren drastisch fort. So ist den Daten des U.S. Census Bureau 2001 zu entnehmen, dass bereits im Jahre 2000 33 Prozent der Gesamtbevölkerung der USA aus nicht-weißen bzw. diversen ethnischen Minderheiten stammten. Die Prognosen über die künftigen Entwicklungen der demographischen Strukturen in den USA veranlassen viele Forscher(innen) und Praktiker(innen) stärker als zuvor, ihre konventionellen Herangehensweisen zu überprüfen, denn

"the United States will no longer have a white majority in the second half of the 21<sup>st</sup> century" (Mezzich et al., 1996: xiii).

Für das Jahr 2002 wurde auf der Grundlage demographischer Studien vorausgesagt, dass "Hispanic Americans will constitute the majority culture in the most populous state in Amerika" (Kazarian et al., 1998: 10). Es erscheint deshalb folgerichtig, dass sich die Einbeziehung der sozialen Belange, aber auch der subjektiven Deutungsmuster von diversen ethnischen Gruppen in den Prozess der theoretischen und methodischen Konzeptualisierung zunehmend als eine unumgängliche Aufgabe herauskristallisiert (vgl. Shweder, 1993; Kleinman, 1996; Santisteban et al., 2002; APA, 1990, 2003).

Santisteban et al. (2002) geht es vor allem darum, das Zusammenspiel zwischen Ethnizität, dem familialen Funktionieren und den Möglichkeiten der Familienintervention auf der Grundlage von McGlodricks Feststellung zu erörtern. Die Berücksichtigung ethnisch-kultureller Unterschiede soll in ein besseres Verständnis der Dynamik von familialen Prozessen bei Minderheiten und in entsprechende Interventionsmöglichkeiten einmünden.

Um Informationen über die Werte und Vorstellungen bei verschiedenen ethnisch-kulturellen Populationen zu sammeln, wenden Santisteban et al. (2002) die Wertorientierungsskala von Kluckhohn und Strodtbeck (1961) an, die auch der Grundlagenforschung von McGoldrick et al. (1982) diene. Diese Werteskala basiert

auf einigen Grundannahmen über verschiedene Kulturen und hat eine Schlüsselfunktion inne im Hinblick darauf, wie unterschiedliche Menschen ihre jeweilige unverwechselbare Welt konstituieren. Kluckhohn und Strodtbeck unterscheiden die folgenden fünf Werte-Dimensionen: "relational orientation", "human nature", "person - nature", "activity orientation" und "time orientation". Drei dieser Dimensionen und deren Bedeutung für besser angepasste Interventionsstrategien sollen im Folgenden kurz in Anlehnung an Santisteban et al. (2002) diskutiert werden.

**Relational Orientation:** Diese Dimension ist für die Untersuchung der familialen Beziehungen wohl die wichtigste; sie erläutert die Annahmen über die Natur der menschlichen Beziehungen und umfasst folgende Ausprägungen: (a) hierarchical, (b) collateral und (c) individualistic. Santisteban et al. zufolge ist eine stärkere Familien-Orientiertheit anzunehmen, wenn in dem interpersonellen Beziehungskontext eine hierarchische Orientierung im Gegensatz zu einer egalitär-individualistischen vorliegt. Dementsprechend ist bei Hispanics und anderen kulturellen Minoritäten ein ausgeprägter Familialismus zu beobachten. Unter diesen Umständen ist es nicht ungewöhnlich, dass die Individuen eher adaptive Verhaltensmuster aufweisen und sich primär für die Belange der Familie einsetzen. Menschen, die sich über ihre Beziehung zu ihrer Familie definieren, sind die besten Kandidaten für eine Familientherapie. Eine aufschlussreiche Beobachtung von Santisteban et al. war, dass die Eltern spanischer Herkunft häufig gekränkt waren, wenn die Therapeut(inn)en individuelle Interventionsmethoden befürworteten und damit die Teilnahme der Eltern an der Besprechung der Probleme ihrer Kinder einschränkten. Somit lassen sich die interpersonellen Grenzen in solchen Familien als durchlässig definieren. Im Gegensatz dazu befürwortet die weiße euro-amerikanische Kultur Individualität und persönliche Autonomie, weshalb individuelle Interventionsformen bei einer ähnlichen Problematik auf positive Resonanz stoßen würden. Hierarchische Strukturen beeinflussen, ebenso wie jede andere Art der Familienordnung, die Problemlösungsstrategien innerhalb des Familienverbands. In einer hierarchisch organisierten Familie hat "Respekt" eine tragende Funktion; offene Auseinandersetzungen werden eher vermieden. Aus diesem Grunde wären

therapeutische Interventionen, die die Jugend zum freien Ausdruck und zur Durchsetzung ihrer Interessen ermutigten, bei "autoritären" Eltern unerwünscht. Um einen Misserfolg der Therapie zu vermeiden, müssen die Therapeut(inn)en in diesem Kontext explizit die Führungsrolle der Eltern respektieren; erst mit deren Einverständnis dürfen mögliche Probleme offen diskutiert werden. Die Erfahrungen der Autoren deuten darauf hin, dass eher egalitär und symmetrisch eingestellte Eltern direkte therapeutische Verhandlungen bevorzugen, während bei autoritär orientierten Eltern indirekte Interventionsformen, wie die strategische Therapie, wirksamer sein können.

**Person - Nature:** Diese Dimension ist die dritte von Kluckhohn und Strodtbeck postulierte, die die Formen der menschlichen Beziehungen zur Natur thematisiert. Dabei werden die folgenden drei Ausprägungen voneinander unterschieden: (a) Das-sich-der-Natur-Unterwerfen, (b) Harmonie mit der Natur und (c) die Beherrschung der Natur.

"The epitome of Eurocentric values is the conquest of American by the Europeans and the conquest of the Wild West by 'Americans'" (Santisteban et al., 2002: 338).

Die Autoren stellen fest, dass die meisten amerikanischen Therapiemodelle auf dem Postulat der Naturbeherrschung basieren. Dies impliziert, problematische Charakteristika zu identifizieren, um diese dann mit Hilfe professionalisierter Berufe zu verändern. Es gibt jedoch Kulturen, in denen die Rolle der Person, so wie sie ist, akzeptiert wird. Diese Sichtweise kann zu Fatalismus und Akzeptanz der Lebensverhältnisse führen. Im Lichte des Person-Natur-Verhältnisses können manche therapeutischen Phänomene, wie der "Widerstand" oder die "Koalition", besser verstanden werden. Denn wird eine Situation als etwas Gegebenes akzeptiert, können therapeutische Anregungen wenig zu deren Veränderung beitragen.

**Time Orientation:** Die Zeitdimension umfasst die Vergangenheits-, Gegenwarts- und Zukunftsorientierung. Diese unterschiedlichen Zeitorientierungen können für die Therapieplanung und die Interventionsformen eine große Bedeutung haben. Ein Therapeut, der präventive Interventionen bevorzugt, wird mit einer zukunftsorientierten Familie mehr Erfolg haben, als mit einer Familie, die auf das

Hier und Jetzt fixiert ist. Eine Person oder Familie mit gegenwartsbezogener Zeitvorstellung erwartet schnelle und spürbare Vorteile und Veränderungen. So sollten, Santisteban et al. zufolge, therapeutische Interventionen bei Minoritäten mehr auf den Alltag gerichtet und deren Wirkungen unmittelbar spürbar sein. Auch die vergangenheitsorientierte Zeitvorstellung kann im therapeutischen Kontext genutzt werden. In vielen asiatischen Kulturen besitzt die Vergangenheit aufgrund langer Traditionen einen hohen Stellenwert. Diese Orientierung führt zu antiken Zeitvorstellungen und tritt in der Verehrung der Großelterngeneration zutage. In solchen Kulturen sollten therapeutische Interpretationen die Vergangenheit einbeziehen, etwa so: "Im Fall des Erfolges wird Ihr Kind in der ehrenvollen Tradition der Ahnen" weiterleben.

Trimble und Medicine (1993) haben in ihrer Untersuchung zu den Lebensperspektiven der American Indians deutliche Unterschiede zu denen von weißen Euro-Amerikanern herausgearbeitet und die Bedeutung dieser unterschiedlichen Konzepte für die Theoriebildung hervorgehoben. Dabei können neben den von Santisteban et al. festgestellten Aspekten noch andere Wert-Orientierungen thematisiert werden. Während beispielsweise das Leben der Indianer durch Kooperation gekennzeichnet ist, basiert die Lebensorganisation der weißen Amerikaner auf Konkurrenz. Folglich werden therapeutische Hilfestellungen für indianische Familien stärker auf die Herausarbeitung gemeinsamer Ziele ausgerichtet, während die therapeutischen Maßnahmen bei euro-amerikanischen Familien primär individualistische Zielsetzungen verfolgen.

Die Ausführungen von Santisteban et al. (2002) und Trimble et al. (1993) bekräftigen erneut die Notwendigkeit, im Prozess der Theoriebildung sowie der therapeutischen Intervention die soziokulturellen und ethnisch-kulturellen Konzepte nicht als peripheres, sondern als zentrales Element zu berücksichtigen.